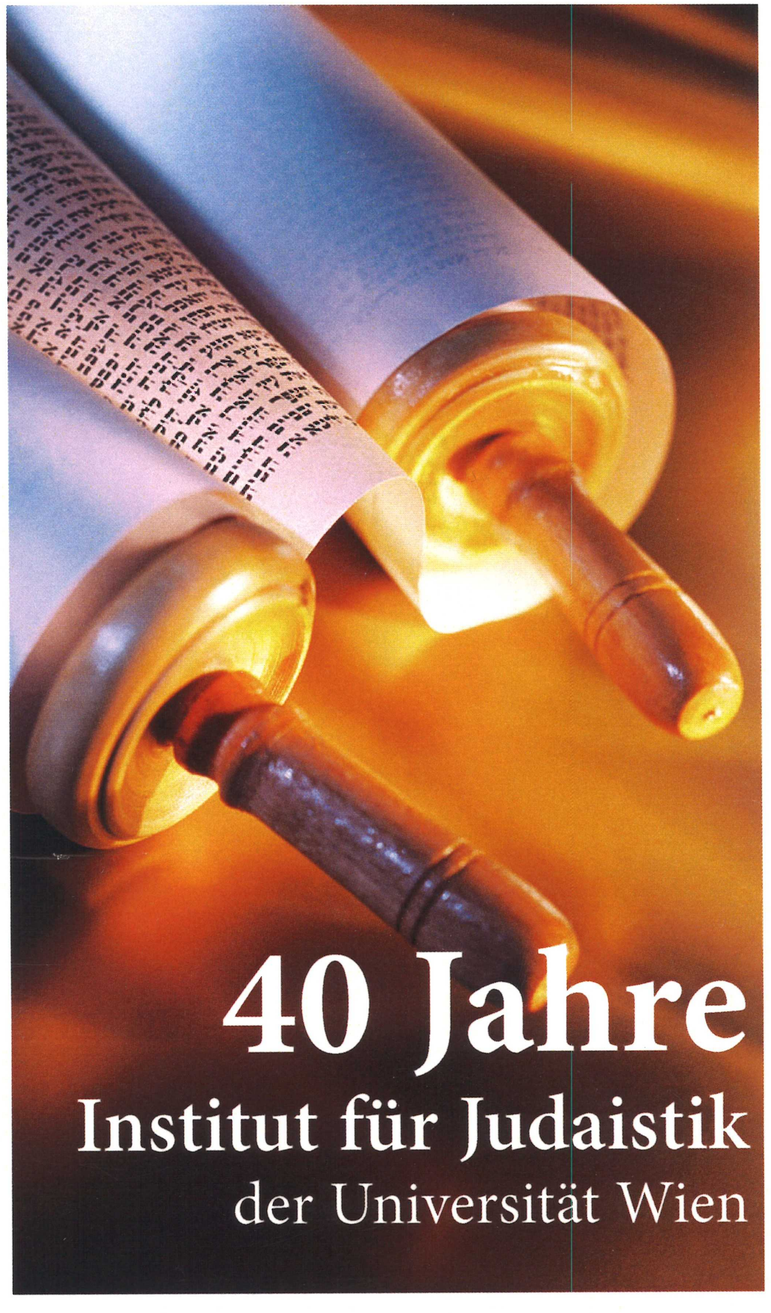
UNIVERSITÄT WIEN
Dr.-Karl-Lueger-Ring 1
1010 Wien
T +43-1-4277-0
www.univie.ac.at

universität wien

Institut für Judaistik



40 Jahre
Institut für Judaistik
der Universität Wien

Einladung zur Jubiläumsfeier
22. Mai 2006, 16 Uhr

40 Jahre
Institut für Judaistik
der Universität Wien

Das Institut für Judaistik an der Universität Wien begeht sein 40jähriges Gründungsjubiläum. Wir freuen uns, Sie am 22.5.2006 von 16.00 bis 17.30 Uhr im Kleinen Festsaal der Universität Wien zu einem Festakt mit anschließendem Empfang (koscher) im Arkadenhof begrüßen zu dürfen.

Zeit:
Montag, 22. Mai 2006
16.00 Uhr

Ort:
Kleiner Festsaal der Universität Wien
A-1010 Wien, Dr.-Karl-Lueger-Ring 1

Programm

Begrüßungsworte
Univ.-Prof. Dr. Armin Lange
Institut für Judaistik der Universität Wien

Grußworte des Dekans
O. Univ.-Prof. Dr. Alfred Kohler
Dekan der Historisch-Kulturwissenschaftlichen Fakultät

Musikalische Untermalung
Oberkantor Shmuel Barzilai und Lior Kretzer

Festrede
Univ.-Prof. Dr. Dr. Johann Maier
Emeritus Universität Köln
zum Thema „40 Jahre Institut für Judaistik. Zur Symbolik einer Zahl und zur Bedeutung eines Faches."

Musikalische Untermalung
Oberkantor Shmuel Barzilai und Lior Kretzer

Worte des Rektors
O. Univ.-Prof. Dr. Georg Winckler
Rektor der Universität Wien

Empfang (koscher)
im Arkadenhof

Institut für Judaistik
Spitalgasse 2, Hof 7.3
1090 Wien
T +43-1-4277-433 01
F +43-1-4277-9 433
judaistik@univie.ac.at

Johann Maier

Vierzig Jahre Institut für Judaistik
Zur Symbolik einer Zahl und zur Bedeutung eines Faches

Vorbemerkung

Nach jüdischer Tradition steht es dem Schüler nicht zu, im Angesicht seines Meisters das Wort zu ergreifen. Und im *Šulchan `arûk, Jôreh De`ah* § 242,31 heißt es: ein Gelehrtenschüler (*Talmid chakam*) von richtiger Gesinnung spricht nicht vor dem, der in der Weisheit größer ist als er, selbst wenn er von diesem nichts gelernt hat.
Aber im Blick auf den Anlass hier und jetzt wäre die Anwendung dieser Regeln unangemessen, weil nicht aus Anmaßung einer Autorität und Kompetenz gesprochen werden soll, sondern über das Fach Judaistik allgemein und über das Wiener Institut für Judaistik im Besonderen, und das heißt, auch über den zu sprechen, der das Fach Judaistik als akademische Disziplin eingeführt und dieses Institut aufgebaut hat, und von dem so viele sehr viel gelernt haben.
Zuvor noch einige Namen, die vorweg erwähnt werden sollen.
Wer die Bedeutung der Erforschung der jüdischen Kunst im Rahmen der Wiener Judaistik kennt, weiß, wen ich an erster Stelle nennen möchte; wer um die persönlichen Umstände während dieser Jahre weiß, wird es mit respektvollem Mitgefühl begrüßen, doch nur wer auch die Vorgeschichte der Judaistik in Wien kennt, vermag den Grund wirklich zu ermessen. Diese Vorgeschichte war eingebunden in eine dramatische Phase der Weltpolitik, hat eine universitätsgeschichtliche Bedeutung, die am 2. Mai letzten Jahres an dieser Stelle gewürdigt worden ist, und war mit dem Geschick einer Familie verbunden, auf die man sehr wohl – und vor allem kulturgeschichtlich gesehen -

den bekannten Satz beziehen konnte: „In diesem Lager ist Österreich“. Wir, jedenfalls wir Älteren, vermissen heute zu diesem Anlass Frau Dr. Ursula Schubert.

Ein Kollege, der viele Jahre an diesem Institut gewirkt und zu seinem Ruhm beigetragen hat, Prof. Dr. Dr. Ferdinand Dexinger, weilt ebenfalls nicht mehr unter uns.

Zwei Kollegen sind leider verhindert und bedauern das sehr. Prof. Dr. Clemens Thoma hat in den entscheidenden Jahre des Institutsaufbaus als Assistent mitgewirkt und dann an der Universität Luzern das Wiener Modell in der Schweiz zur Geltung gebracht. Und Prof. Dr. Günter Stemberger, der so lange und so viel zum guten internationalen Ruf des Instituts beigetragen hat und dies immer noch unermüdlich tut, vertritt die Wiener Judaistik gerade auf einem Kongress in Israel, an der Bar-Ilan-University in Ramat Gan. Jeder von diesen beiden wäre allein schon auf Grund seiner besseren Insiderkenntnisse eher befugt, an dieser Stelle zu sprechen; wären sie anwesend, müßte also der erwähnte § 242,31 im *Jôreh de`ah* des *Šûlchan `arûk* zur Anwendung kommen.

Zur Zahl Vierzig

Für ein Jubiläum, eine Jobelperiode, sind vierzig Jahre um ganze neun Jahre zu wenig. Aber 40 gilt als *numerus abundans,* 40 ist durch 1, 2, 4, 5, 8, 10 und 20 teilbar, und addiert man diese Zahlen, ergeben sie in Summe 50.
Man kann noch höher greifen und eine kosmologische Symbolik heranziehen, denn die 28 Mondstationen ergeben zusammen mit den 12 Tierkreiszeichen 40 kosmologisch gewichtige Faktoren. Kein Wunder also, dass 40 in der Antike sehr häufig auch als Längen-, Flächen- und Raummaßangabe auftaucht, nicht

zuletzt in der sakralen Architektur. Besonders eindrucksvoll in der Tempelrolle von Qumran (11Q19), wo die Seitenlängen der 3 konzentrischen quadratischen Hofflächen des Heiligtums, wie es nach der Landnahme hätte gebaut werden sollen, so veranschlagt werden: 1. für den inneren Hof (Priesterhof) 280 Ellen = 7x40, für den Mittleren Hof 480 Ellen = 12x40, und für den riesigen Israelitenhof 1600 = 40x40 Ellen. 1600 Ellen zu 0,525 m sind 4 kleinasiatische Stadien à 210 m, 2000 Ellen à 0,42 m, also 4x500 Ellen, mißt der Umfang des traditionellen heiligen Quadrats der Tempelanlage.
Im Übrigen begegnet 40 im Zusammenhang mit vielen Dingen als ein Mindest- oder Höchstmaß für Dinge, für Vorgänge, und für Fristen. Es gäbe noch viele Beispiele für die große Bedeutung der Zahl 40 in jüdischen wie außerjüdischen Traditionen anzuführen, doch heute geht es ja um Jahre, um Lebensjahre, und um Perioden zu 40 Jahren.

Dies kosmologische und kultarchitektonische Symbolik hat nämlich auch Entsprechungen in der Zeiteinteilung, sog. Tesserakontaden waren ausgesprochen beliebt, u.a. hat man etwa die Zeit vom Exodus bis zur Erbauung des Tempels mit zwölf Generationen zu vierzig Jahren, also mit 480 Jahren berechnet. Diese Beispiele genügen, um anzudeuten, welche Faszination die Zahl 40 ausgeübt hat.

40 Jahre als Alterstufe und Periodengrenze

Im Mischnatraktat Ab V,21 werden die Lebensaltersstufen aufgeführt und charakterisiert, dabei wird dem Vierzigjährigen Einsicht (*bînah*) attestiert. Im *Šûlchan `arûk, Jôreh de´ah* § 246,6 wird darauf Bezug genommen, um zu begründen, warum man erst mit Vierzig würdig ist, Kabbalah zu studieren.

Nach der jüdischen Tradition hat Abraham mit 40 Jahren die Gotteserkenntnis erlangt und nach islamischer Überlieferung hat Mohammed mit vierzig die ersten Offenbarungen empfangen. In der christlichen Überlieferung sind solche Vorstellungen ebenfalls häufig zu finden. Die Meinung, dass mit Vierzig ein Zustand der geistig-moralischen Reife erreicht werden kann, die zu besonderen Leistungen befähigt, war also allgemeine Meinung. Das exemplifiziert die jüdische Tradition abgesehen von Abraham auch an anderen prominenten Figuren. So heißt es im Midrasch Sifre zu Dtn § 347 und par. (Midr.Tannaim zu Dt 34,7 /GenR 101 Ms), Mose sei 40 Jahre in Ägypten und 40 Jahre in Midian gewesen, und habe dann 40 Jahre Israel geleitet. Und analog Hillel, der große Lehrer zu Beginn unserer Zeitrechnung: er sei mit vierzig aus Babylonien ins Land Israel gekomnen, habe 40 Jahre den Weisen gedient, und danach 40 Jahre Israel geleitet.
Zur Debatte stehen also 3 mal 40 Jahre, insgesamt auf alle Fälle 120.

Aus den Lebensdaten wurden auf dieser Weise Periodengrenzen; Tesserakontaden waren in alter Zeit eine verbreitete Form der Zeiteinteilung, auch schon in der Bibel werden zahlreiche Zeiträume von 40 Jahren erwähnt, angefangen von der Wüstenwanderung nach dem Exodus und von Amts- und Regierungszeiten, etwa des Hohepriesters Eli und der Könige Saul, David und Salomo, und anderer mehr.

Zur Vorgeschichte

Auch die 40 Jahre der Existenz dieses Institutes sind als Periode von sowohl historischer wie biographischer Bedeutung zu betrachten. Um sie einigermaßen angemessen bewerten zu können, bedarf es der Kenntnis ihrer Vorgeschichte,

das sind, um drei Jahre abgerundet, die ersten vierzig Jahre im Leben und Wirken unseres Lehrers und Institutsgründers.
Doch historisch allein gesehen, reicht die Vorgeschichte noch weiter zurück, denn in Wien hat es in der zweiten Hälfte des 19. Jh. ein blühendes jüdisches Geistesleben gegeben, das wesentliche Beiträge zur sog. Wissenschaft des Judentums geleistet hat. Die nichtkatholischen Religionsgemeinschaften hatten zunächst die Möglichkeit erhalten, für ihren Bedarf eigene Ausbildungsstätten einzurichten. Die evangelische wurde zur Fakultät erhoben. Auf der jüdischen Seite existierte zunächst eine Institution, die ganz bescheiden unter der traditionellen Bezeichnung *Bêt Midraš* für die Rabbinerausbildung sorgte, aber das mehrsprachig, und unter Mitwirkung bekannter Gelehrter. Im Jahr 1893, das sind zwar nur 30 Jahre vor der ersten Tesserakontade unseres Meisters, aber immerhin vierzig vor meiner, 1893 also wurde die *Israelitisch-theologische Lehranstalt* gegründet, die neben dem Budapester Landesrabbinerseminar international hohes wissenschaftliches Ansehen genoß, aber keinen Fakultätsstatus erreichen konnte. Zwischen den beiden Lehranstalten der religiösen Minoritäten bestanden damals gute Beziehungen, bis jener Ungeist aufkam, der die Menschen auseinanderdividierte und gegeneinander hetzte, nur mehr eine Sprache gelten lassen wollte und mit einer psychotischen Einheits- und Einheitlichkeitsbesessenheit, nach und nach, vollends 1938, einer der kulturgeschichtlich attraktivsten und interessantesten Epochen auf barbarische Weise ein Ende bereitet hat. Es gibt noch unbewußte Restbestände dieser Mentalität wertmäßiger Verabsolutierung der eigenen Art und Sprache. Wer heute über Integration spricht, sollte sich mit jener kulturellen Glanzperiode, die gewiss schwerwiegendere soziale Schattenseiten aufzuweisen hatte als unsere österreichische Gegenwart, etwas näher befassen, und wird dann in mancher Hinsicht zu anderen Schlüssen kommen. Und wer anderssprachigen Mitbürgern nicht einmal den Namen des Heimatortes in der Muttersprache gönnt, sollte wissen, was er damit repräsentiert. Hinter Angst vor dem Anderen verbirgt sich

mangelndes Selbstvertrauen und das Bewußtsein, nicht attraktiv genug zu sein, um Integration zu bewirken. Wirkliche Integration war kulturgeschichtlich gesehen nie eine Einbahnstraße, wo dergleichen verlangt wurde, hat es fehlgeschlagen. Integration forderte immer beide Seiten, und dafür bietet die Kulturgeschichte des Judentums ein besonders lehrreiches Beispiel. Eine Minorität konnte sich über zwei Jahrtausende behaupten, weil sie in der Lage war, nicht nur sich selber in die jeweilige Umwelt zu integrieren, sondern die Umweltkultur auch für sich zu integrieren. Und gerade darauf beruht zu einem guten Teil die Kreativität und Attraktivität dessen, was auf diese Weise in einer nach Zeit und Ort variablen Vielfalt als jüdische Kultur vorzufinden ist.

Die Geschichte der Juden und der jüdischen Kultur, und auch – aber tunlichst nicht nur - der Judenverfolgungen zu erforschen und bekannt zu machen, kann folglich in besonderem Maß zur Schärfung der kritischen Urteilskraft beitragen, weil die Phänomene im Fall des Judentums geradezu reliefartig überhöht auftreten, an ihnen somit das Geschehene und Erforderliche besonders deutlich vor Augen geführt werden kann. Das ist inzwischen nicht bloß als Aufgabe des Faches Judaistik allein erkannt worden.
Exemplifiziert erscheint die Wahrnehmung dieser Aufgabe im Wirken Kurt Schuberts, richtungsweisend angefangen in der Zeit der Barbarei, und seit 1945 auf unermüdliche Weise, trotz Schwierigkeiten und Hindernissen und trotz häufig mangelndem Verständnis im Umfeld. Es war streckenweise wohl ein Zug durch die Wüste, vom 2. Mai 1945 bis zur Habilitation und der Einführung des Faches in den Fächerkatalog der philosophischen Fakultät, bis zur Etablierung eines eigenen Lehrstuhls im Jahr 1959, und zur Gründung eines eigenen Instituts 1966.

Zwei Umstände haben für die Entwicklung des Faches eine bestimmende Rolle gespielt. Es war vom Anfang an im Orientalischen Seminar beheimatet, an

dessen angenehme Atmosphäre man sich gern erinnert. Für die Studierenden der Judaistik bedeutete dies einen hohen Stellenwert der orientalistischen und speziell semitistischen Ausbildung. Das hat der Wiener Judaistik einen Vorteil eingebracht, der nicht unterschätzt werden sollte. So mühselig die semitische Ausbildung manchen auf den ersten Blick erscheinen mag, ein guter Hebraist braucht sie sehr wohl, und bedarf auch einer ausreichenden Kenntnis der aramäischen Idiome, um die wichtigsten Quellen seines Fachgebiets auswerten zu können. Und und das in allen Sprachstufen, vom biblischen Hebräisch bis zum modernen. Fällt dieser Vorzug fort, ist jeder israelische Maturant, der gut Deutsch kann, besser ausgebildet, und würde als Judaistikstudent wenig lernen, was er daheim verwerten könnte. Eine solide philologische Grundlage als Voraussetzung für eine gediegene Quellenkenntnis, und eine Ausbildung zu einer methodologisch sauberen historisch-kritischen Arbeit, wie sie für jedes ernstzunehmende Fach gilt, haben den Erfolg der Wiener Judaistik gewährleistet. Das erwies sich konkret am zweiten Umstand, der hier erwähnt werden muss, nämlich am Aufkommen der Qumranforschung. Prof. Schubert war unter den ersten, die die große Bedeutung dieser Textfunde erkannt haben, er hat darüber von 1950 an laufend geschrieben, und die damals publizierten Texte auch in Lehrveranstaltungen behandelt. Mit dem Buch *Die Gemeinde vom Toten Meer. Ihre Entstehung und ihre Lehren,* München 1958, das 1959 ins Englische und danach in zahlreiche andere Sprachen übersetzt worden ist, wurde die Wiener Judaistik weltbekannt, zu einer Zeit, da die materiellen Voraussetzungen für Forschung und Lehre gerade auf diesem Fachgebiet für heutige Maßstäbe geradezu lächerlich erscheinen.

Eines ist klar: Ohne die Aufmerksamkeit erregende Bedeutung der Qumranfunde wäre die Geschichte der Judaistik wohl nicht so erfolgreich verlaufen. Einige hat das Interesse an den neuen entdeckten Texten ins Orientalische Seminar geführt, und dort konnte man eine zweite Entdeckung machen, das Judentum in der Vielfalt und im Reichtum seiner Kultur und

Geschichte. *Die Religion des nachbiblischen Judentums* von Kurt Schubert, erstmals in Freiburg i. Br. und Wien 1955 erschienen, eröffnete Horizonte, die bis dahin in der gängigen akademischen Ausbildung verborgen geblieben waren.

Rückblickend betrachtet, erscheint es unglaubhaft, dass unter den damaligen Bedingungen all das zustandegebracht werden konnte, was der Wiener Judaistik einen so guten Ruf eingebracht hat. Verglichen mit den heute zur Verfügung stehenden Arbeitsmitteln und technischen Möglichkeiten, der Fülle von Informationen, die auf Knopfdruck bereitstehen, war das in den Augen Junger eine Art Steinzeit. Aber eines hat sich nicht geändert: Die heutige Fülle an Informationen erfordert für ihre kritische Sichtung und effektive Handhabung eben das Fachwissen, das durch nichts, schon gar nicht durch wortreiche Diskussionen, zu ersetzen ist. Es ist leichter geworden, über Judentum zu reden, aber nicht leichter, es auch zu verstehen.
Allein die Beschaffung von Fachliteratur, die aus finanziellen Gründen hier noch nicht möglich war, stellte ein mühseliges Unterfangen dar: Das meiste mußte per Fernleihe bestellt werden, doch die funktionierte damals allerdings klaglos und innerhalb weniger Tage waren Bücher aus dem Ausland zur Stelle.

Trotz aller Schwierigkeiten war es, ohne nostalgisch verklären zu wollen, eine faszinierende Zeit. Auf die Periode eines schwierigen, alle Kräfte in Anspruch nehmenden Aufbaus folgte eine Zeit der Besinnung und für viele auch Neubesinnung, für die eine Reihe von profilierten Persönlichkeiten und auch einige Institutionen richtungsweisend waren, und dabei kommt der Unterzeichnung des Staatsvertrages im Mai 1955 eine herausragende Bedeutung zu. In Bezug auf das Verhältnis zum Judentum hat damals auch in den beiden Kirchen ein grundlegender Wandel eingesetzt. Auf römisch-katholischer Seite trug dazu Prof. Dr. K. Schubert maßgeblich bei, aber auch ein Kreis aufgeschlossener katholischer Akademiker, die danach Großteils zu

akademischem Ruhm und Ansehen gelangten. Im kirchlichen Bereich selbst wurde ein nachhaltiger Wandel eingeleitet, und zwar durch Kardinal König, der – notabene! – auch aus unserem damaligen Orientalischen Seminar hervorgegangen ist. Auf evangelischer Seite war es Prof. Dr. Wilhelm Dantine, insbesondere durch seinen prägenden Einfluß auf viele Jahrgänge des theologischen Nachwuchses, eine Leistung, deren Bedeutung von vielen erst später voll ermessen werden konnte.

Auf jüdischer Seite haben Persönlichkeiten und Institutionen, gerade auch die Israelitische Kultusgemeinde selbst, die durch ihre damals keineswegs als selbstverständlich zu erwartende offene Haltung und durch ihr Engagement für die Erneuerung jüdischen Lebens und jüdischer Kultur der Judaistik einen lebendigen Hintergrund geboten, eine Beziehung, die ohne Verzicht auf die gebotene wissenschaftliche Distanz zum Gegenstand die menschliche Dimension und das persönliche Verständnis zu fördern geeignet war.

Leider hat das unselige Attentat auf die Synagoge in der Seitenstettengasse dann diese Konstellation durch die nun einmal erforderlichen Sicherheitsvorkehrungen entscheidend geändert. Doch das Institut blieb eine allen gemeinsame Lehr und Forschungsstätte, welcher religiösen oder ethnischen Affiliation auch immer, und diese Funktion nimmt derzeit an Bedeutung eher zu als ab.

3. Vierzig Jahre Institut für Judaistik

Die Gründung des Instituts als Folge der Einrichtung eines Ordinariats für das Fach Judaistik erfolgte angesichts des 1966 schon erreichten hohen internationalen Renommeés der Wiener Judaistik verhältnismäßig spät. Doch hat es der Institutsgründer zustande gebracht, daß bereits zuvor, schon am 1.

März 1966, in Köln ein Tochterinstitut zur Welt kam, was aber nicht als Folge eines illegitimen Vorgangs gedeutet werden sollte.
Die Erfolgsgeschichte des Instituts seit 1966 braucht hier in Wien nicht detailliert dargelegt zu werden. Von fern her beobachtet und bei gelegentlichen Besuchen bestaunt, war eine kontinuierliche Ausweitung der Arbeitsgebiete und eine endlich auch verbesserte Versorgung mit Arbeitsmitteln, vor allem Fachliteratur, zu vermerken. Das führt zwangsläufig auch zu einer Spezialisierung, die in dem Maß zuvor nicht möglich war, weil es die bildungspolitische Zielsetzung war, das Judentum als Gesamtphänomen zu behandeln und zu Bewußtsein zu bringen. Das sollte man auch in Zukunft nicht aus den Augen verlieren, und die Einzelforschung so betreiben, dass sie einen Beitrag zum Verständnis des Ganzen leisten kann.

Es sei als *sêman ṭôb*, als gutes Anzeichen gewertet, dass an der Schwelle zur nächsten Tesserakontade die Qumranforschung am Institut für Judaistik wieder aktuell geworden ist und durch einen bekannten Spezialisten vertreten werden kann, der zur Zeit, an dieser Periodengrenze, auch als Institutsvorstand wirkt. Das Institut hat inzwischen einen ansehnlichen und tüchtigen Personalbestand erreicht und auch eine schöne Heimstätte gefunden. Es ist sicher ein Vorzug und ein Vergnügen, dort arbeiten zu dürfen. Daher ein Ratschlag juristischer Art. Nach jüdischem Recht, und zwar auf Grund eines Gesetzes, das angeblich von den alten Persern übernommen worden ist, kann man eine Immobilie ersitzen. Nach 40 Jahren hat man einen Eigentumsanspruch, der dem auf Grund einer Urkunde in nichts nachsteht (R´“Š zu BB III,66 u.ö.; RMB“M MT Hilk. *Ṭô`en w$^{e}$-niṭ`an* XIV,5 u.ö.).. Bleiben Sie also die nächste 40-Jahr-Periode an Ort und Stelle

Der Alma mater Rudolphina sei dieses Institut ans Herz gelegt. Aber auch unserer Republik überhaupt, deren Geschick auf so bedenkenswerte Weise mit

dem Gegenstand dieses Faches und mit dem Werden dieser akademischen Disziplin verwoben ist. Denn die schlimmsten Jahre unserer neueren Geschichte, in denen Österreich als Staat ausgelöscht war, was auch durch Selbstpreisgabe verschuldet worden ist, waren die schrecklichsten in der Geschichte des Judentums.

Zum Abschluß ein Blick auf die Erklärung des berühmten, 1106 verstorbenen Talmud- und Bibelkommentators Salomo ben Isaak, kurz Rashi genannt, zu Dtn 29,3 und 6:

Dt 29,3: *Aber der HERR hat euch bis auf diesen Tag keinen Verstand gegeben, um zu erkennen, und keine Augen, um zu sehen, und keine Ohren, um zu hören.* RŠ"J bezog dies auf den Tag, da Mose die Torahrolle dem Kultdienerstamm Levi, den Priestern und Leviten, übergab, und damit eine Expertenkaste schuf, also Rabbiner und Judaistikprofessoren etc. Da seien aber alle Laien-Israeliten vor Mose gekommen und hätten gegen diese Monopolisierung der Torahautorität protestiert, mit den Worten: „wir sind doch alle am Sinai dabeigestanden und haben die Torah empfangen!" Dennoch blieb es bei der Zweiteilung in Torahspezialisten und Laien. Die jüdische Tradition sah freilich die Aufgabe der Spezialisten darin, möglichst allen Laien die Kenntnis der Torah zu vermitteln. Auch der Judaistik sei gewünscht, dass sie die Kenntnis des Judentums in all seiner Vielfalt und mit all seinem Reichtum weiter zu vermitteln vermag und damit einen unverzichtbaren akademischen Beitrag für das Bewußtsein dessen leistet, was für uns alle nicht bloß die einstigen jüdischen Wurzeln unserer Kultur bedeuten, sondern auch, was wir über zwei Jahrtausende und noch heute der jüdischen Komponente in unserer Mitte und in unserer Kultur verdanken, und zwar auf Grund der Integrationsfähigheit auf beiden Seiten. Das sollte uns aber nicht daran hindern, Toleranz gegenüber jenen zu beweisen, die ihre Traditionstreue auch optisch sichtbar machen, etwa durch eine besondere Kleidung, und das gilt nicht nur im Blick auf jüdische Gruppen.

Denn die geschichtliche Erfahrung lehrt, daß unter einem Streimel – und eben auch unter einem Kopftuch - auf längere Sicht für unsere gemeinsame Kultur nicht weniger zu finden ist als bei manchen, die Lederhosen und einen Hut mit Gamsbart tragen.

Zu Dt 29,6 erwähnte RŠ"J aber nachträglich noch folgende Erklärung zum v. 3: „denn ein Mensch vermag vor 40 Jahren nicht das volle Maß der Erkenntnis seines Meisters (Rab) und die Weisheit seiner Lehre zu begreifen, darum hat Gott es mit ihnen (den Israeliten) bis auf jenen Tag nicht so genau genommen Aber von da an und weiterhin nimmt er es genau."
Damit wären wir Älteren nach diesen vierzig Jahren des Instituts aus dem Schneider, und für die jüngeren Judaisten gilt, was RŠ"J zu Dt 29,6 abschließend aus Dt 29,8 zitiert hat: *Darum nehmt in acht die Worte dieses Bundes ...*

In diesem Sinne: *`ad me´ah w$^{e}$-`äśrîm* – Auf 120 !